

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 21 (1939)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fortsetzung der in London begonnenen, 'Gefährdung' über die Finanzierung der italienischen Auswanderung und weiterer Wirtschaftlich- und Handelsbeziehungen. Gegenüber den japanischen Zielen für eine 'neue Ordnung' in Ostasien - Zusammenarbeit Japans, Australiens und Chinas und Ermöglichung dieser Staaten von den Reichen der 'Welt' - wird hier die in der Zwischenzeit zurückgetretene japanische Ministerpräsident Kato in einer Neuausgabe der japanischen Note seinen Widerspruch angemeldet. Eine Neuordnung könne nicht selbstherrlich durch Japan allein, sondern nur unter Mitwirkung aller Nationen des Weltwirtschaftsbertrages herbeigeführt werden. Damit rückt die japanische Außenpolitik mehr und mehr - und nicht zum Vorteil Japans - in internationale Weiterungen.

das primäre. Die männliche Potenz spielte gar keine Rolle. So seien wir über dem Tor der ägyptischen Göttin Isis folgende Worte: 'Ich bin das At, das Vergangene, das Gegenwärtige, das Zukünftige. Mein Bewand hat noch kein Sterbliches gekannt. Die Frucht, die ich gebär, war die Sonne.'

Diese großen Urdämonen trugen die männliche Kraft in sich, und gebären aus sich den Sohn, ihre Schützlinge.

Aus der geschlechtlichen Weib geht aus dem Ursprung, dem Grund, erst Isis, die weibliche Erde hervor, und erzeugt dann aus sich allein, jungfräulich Uranos, den Himmel, und Pontos, das Meer. Ein großer Teil der Götterwelt steht diese jungfräuliche Entfaltung, und des Hymen seinen Weib und Proboten ihre Herkunft aus einer reinen jungfräulichen Mutterchaft ab. Die jugendliche Urmatte nannte man in Ägypten Mata, oder Ma. Das infantile Wort für Mutter wiederholt sich durch die verschiedensten Sprachen.

In Ägypten war die 'magna mater' Isis. Sie war dort die Erbsünderin, die Schöpferin der grünen Saaten und Gebehrerin der Sterblichen. An der Mythenwelt trug der Priester die Verantwortung einer finken Hand, welche man die Hand der Gerechtigkeit nannte. Derselbe Priester trug auch das goldene, mit Milch gefüllte Gefäß, das die Form einer weiblichen Brust zeigte. So äußerte sich die ägyptische Mutterlichkeit in zweifacher himelsthafter Weise. Die Mutter nähert mit Milch ihre Kinder und verzehrt mit ihrer Hand die irdischen Götter. Die linke Hand bedeutet das weibliche Prinzip, wie überhaupt alles Weibliche mit Links identisch ist.

Alle Mutter- und Weiblichen fanden immer irgendwo mit dem Schicksal der Welt in Verbindung. Sie spannen am Schicksalsrad der Welt, sie weben an der Zeit, der Gegenwart, der Vergangenheit, der Zukunft. Daher umwickelten die Ägypter ihre Toten mit weißen und schwarzen Binden, die Abfesselschnüre bogenförmig, damit auch im Jenseits eine Verbindung mit der großen Göttin hergestellt sei.

In Ägypten wurde Demeter verehrt. Eine geheimnisvolle urale Erdmuttergöttin. Sie schloß in sich selbst zu weihen. In ihr wird der Acker bereitet. Die Frau, der die Erbsünderin des Lebens zugehörig wird, ist eng mit ihrem Kult verknüpft. Am siebenjährigen Fest der Demeter blieben die Frauen allein im Tempel. Die Männer wurden tags vorher hinausgetrieben. Mit ihnen auch die Hunde, nicht aber die Hündinnen. Während des Festes durfte der Name weder von Mann noch Sohn genannt werden, damit der unentweibliche Weiblichkeitscharakter der Mutter durch Erinnerung an Männlichkeit keine Schwächung erleide. Die Ägypter nannten ihre Toten nach den Göttern, die sie waren, so zum Beispiel 'Kornweib', welche die Form von platgetrockneten Weizen aufwies. Man lasse sich, wie der Mensch im Tode der Erbsünderin Demeter gehört, so gehörte er ihr im Leben an. Die Erde gibt, die Erde nährt, daher sind die sterblich, welche die Frucht der Demeter genießen.

Früherer Gottesdienst war weiblicher Gehalt. Weibliche Priesterinnen betreten Feuer und Wasser. Sie hatten von Natur aus die Herrschaft über den magischen Kosmos. Der weltgewaltige Einfluß des Mondes auf das Frauensein gehört auch dahin. Von den drei großen kosmischen Körpern Erde, Mond, Sonne, ist Erde und Mond im allgemeinen das weibliche, die Sonne das männliche Prinzip. Daher die kultische Bevorzugung des Mondes als das Vorbild der weiblichen Hoheit. Heute noch gehören die Mondgöttinnen zur Frau. Man erinnere sich an die Aufsätze vieler Madonnenbilder, welche die Gottesmutter Maria auf der Mondstiege darstellen. All diese kultischen Vor-

stellungen sind das Ursprüngliche dieser Mutter- und Weiblichkeit. Die weiblich betonten Lebensformen sind nur die Folge davon. P. M. Sp.

Prof. Dr. phil. Hedwig Frey +

Am ersten Weihnachtstag des zu Ende gegangenen Jahres ist im Glarnerland, wo sie seit einer Reihe von Wochen zur Erholung weilte, nach langer Krankheit im Alter von 61 Jahren verstorben. Prof. Dr. phil. Hedwig Frey, Prof. für Anatomie an der Universität Zürich. Die Verstorbenen hat es verdient, daß ihrer an dieser Stelle gedacht wird.

Hedwig Frey wurde in Zürich geboren und verlebte hier ihre Jugendzeit. Schon als kleines Kind wies sie Lehrtätigkeit hervor. Es bewunderte deshalb nicht, daß das intelligente Mädchen, nachdem es Primar- und Sekundarschule durchlaufen hatte, wünschte, am Lehrerseminar an der Grossmünsterstrasse zur Lehrerin auszubilden zu dürfen. Nach Ablegung des Lehrerseminarsdiploms darselbst hatte sie Gelegenheit, an verschiedenen Universitäten als Primarlehrerin ihre ausgeprobenen pädagogischen Veranlagungen zu betätigen und auch anerkannt zu werden. Im Bestreben, ihr Wissen zu erweitern, hörte sie Vorlesungen an der Universität und wurde durch eine derselben über Anthropologie bei Prof. Wastell, dem damaligen Inhaber des Lehrstuhles für dieses Fach und begeisterten Dozenten, so tief und nachhaltig angeregt, daß sie den Entschluß faßte, noch nachträglich sich auf die Naturwissenschaften vorzubereiten, und nach Absolvierung der letzteren sich an der naturwissenschaftlichen Abteilung der philosophischen Fakultät im universitären Institut für Anthropologie zu studieren. Diese Ansicht begegnete in der Familie und den Kreisen, in denen Hedwig Frey aufgewachsen war, nicht lauter Zustimmung, doch erwieben sich die Hindernisse als nicht unüberwindlich, und 1912 konnte die Studentin bereits das Studium mit der Promotion zum Dr. phil. abschließen.

Darauf wandte sie sich der Gelegenheit zur Fortsetzung wissenschaftlicher Tätigkeit, indem sie am anatomischen Institut der Universität eine für sie neu geschaffene Assistentenstelle antrat wurde. Das letztere Institut fand damals unter der Leitung des hochangesehenen Anatomen Georg Ruge, der auch heute in Zürich nicht verpöhlen ist, und dem viele Mediziner weiterhin im Schweizerland bis auf diesen Tag dieselbe Verehrung und Dankbarkeit bewahren, wie Hedwig Frey in diesem ihrem ersten Chef bewahrt hat. Mit der Lieberbedingung an das anatomische Institut, das damals unter dem gleichen Dach untergebracht war wie das anthropologische, hat Hedwig Frey die naturwissenschaftliche Fakultät mit der medizinischen verknüpft und hier die Arbeitsstätte gefunden, der sie treu geblieben ist bis zu ihrem Tode.

Als Assistentin an der Anatomie bekam die Verstorbenen bald ein tüchtiges Maß von fächerlicher Arbeit zu leisten. Es kamen die Jahre des Weltkrieges und damit eine längere Abwesenheit des damaligen Direktors Prof. Felix in Deutschland. Hedwig Frey machte die viele Arbeit freiwillig. Im Laufe der Jahre war sie unter vier verschiedenen Chefs tätig; sie beschäftigte sich als Dozentin für das Fach der Anatomie und rierte mit der Zeit zum Professor und Titular-Professor vor, womit sie eine akademische Stellung erreichte, wie sie unter Frauen nur wenigen Behörigsten erreichbar war. Fast ein Vierteljahrhundert lang hat sie an dem in hohem Ansehen stehenden Institut mitgeschaffen, in Präparieraal und Vorlesung, an der Ausbildung der angehenden Mediziner, und einer ganzen Generation von Schweizerärztinnen, soweit sie in Zürich Anatomie lehren haben, lebt die hochgewachsene Gestalt mit der großen Rolle in der Erinnerung. Als in eigener Person hat sie Schätziges geleistet. Sie beschäftigte sich hauptsächlich und immer wieder mit dem Problem: Einfluß der Leistung (Funktion) auf die Gestalt (Form). In ihren Publikationen zeichnen sie sich aus durch klare, auf das Große gerichtete Fragestellung und Gemüthsregung in den Schlussfolgerungen. Sie selbst hatte von ihren wissenschaftlichen Leistungen eine bescheidenen Meinung und sah immer mehr das Viele, was noch zu tun war, als das wenige, was ihr vielleicht abzufahren gelungen war.

Ihre hauptsächlichste Begegnung lag jedoch auf pädagogischem Gebiet; es war auch von Anfang an weniger die anatomische Wissenschaft an sich gewesen, die sie Anatomin werden ließ, als die

Ausgabe, andere dieselbe Lehren zu können, zum Nutzen der Menschheit. Sie war nicht in dem Sinne begnadete Dogenin, daß ihr Vortrag hinreichend genügt wäre; er war eher von nüchternem und schundvoller Art. Doch verstand sie klar zu basieren und eine schwierige Materie verständlich darzustellen. Ganz besonders fand sie bei den praktischen Übungen im Präparieraal Gelegenheit, ihre Lehrtätigkeit zu betätigen und anderen von ihrem Wissen mitzuteilen. Sie tat es in einer besonderen Art, mit einem gewissen Interesse an ihren Schülern, um deren persönlichen Gegebenen sie sich auch außerhalb von Vorlesungs- und Präparieraal kümmerte und deren sie sich mütterlich annahm in Krankheits- und andern Fällen, wo sie von solchen wußte. Von ihren Schülern, wenigstens von denselben unter ihnen, die das Seniorium dafür hatten, wurde sie auch dafür verehrt, daß sie, die tüchtige Examinatorin fortwährend, besonders im Präparieraal unermüdet behrebt war, bei den Studierenden das Gefühl der Ehrfurcht zu wecken und zu erhalten von den Toten, die, wie der Geistliche an der Abordnung es ausdrückte, nachdem sie ein ganzes Leben gedient, auch nach dem Tode nicht ruhen dürfen in einem bürgerlichen Grab, sondern auch dann noch weiter dienen müssen, zum Wohle der kommenden Generation.

Hedwig Frey war von unbedingter Lauterkeit und Ehrlichkeit der Gesinnung und von einem Reizum in deren Aufrechterhaltung, der ihr gelegentlich Anstrengung verursachen konnte. Sie hatte ein ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit. Aber eigene Güte ließ sie auch bei anderen Wohlwollen voraussetzen, manchmal auch dort, wo es nicht vorhanden war. Der Umstand, daß sie bis zu ihrem Tode mit ihrem Mutter zusammenlebte und bis zuletzt in engem Kontakt blieb mit ihren Geschwistern, bei denen sie jederzeit eines treuen und zuverlässigen Rückhaltes gewiß sein durfte, mag dabei miteingewirkt haben, daß ihre ganze Einstellung zu Leben und Menschen von einem Maß von Vertrauen getragen war, hinter dem die Wirklichkeit gelegentlich zurückblieb und Enttäuschungen brachten.

Hedwig Frey hatte von ihren Pflichten eine ernste Auffassung; das Bewußtsein, an exponierter Stelle zu stehen, war ihr Antrieb, das Bestmögliche zu leisten. Sie lehnte es ab, für die Sache der Frauen auf anderem Wege zu kämpfen als durch eigene Leistung und treue Pflichterfüllung an dem ihr zugewiesenen Platz; sie hat damit - wie manche Akademikerin vor ihr - dieser Sache würdevoller gedient als mit Reden für Frauenrechte. Als Mitglied des Stiftungsrates der Anna-Caroline-Stiftung, in welchen sie abgeordnet war vom Bund Schweizer Frauenvereine, hat die Verstorbenen miteingewirkt bei der Auswahl der Stipendiatinnen, und sie hat sich der letzteren auch später vielfach angenommen, wie sie überhaupt in aller Stille oft fast und voll gültiger Teilnahme war für die Mühe anderer, mit denen sie das Leben in der Bekämpfung der Sache, die sie überzeugt hielt als die wichtigste der Akademikerinnenverbände. Dessen Vorstand war angehört und in dessen Mitte sie der Frömmlichkeit eine sein konnte. In beiden Sphären war ihre sachliche, unparteiische und bei anderer Herbeistellung aus wohlwollenden Herzen kommende Mitarbeit sehr geschätzt.

Ein gültiges Gefühl ließ Hedwig Frey nach nur zweijährigem Konzeptionsaus dem Leben scheiden, nachdem sich schon seit einiger Zeit Zeichen einer ersten Erkrankung gezeigt hatten. Während wir das Unverkennbare dieser pflichtgetreuen, lauten und gültigen Menschen dadurch ehren, daß wir ihr zum Vorbild nehmen in der Selbstverständlichkeit, mit der wir unsere Pflicht tun nach bestem Vermögen, jede an ihrem Platz.

Kein Obligatorium für Vollbrot mehr

Der Reichstag, insofern des geringen Verbrauches des Vollbrotes als Obligatorium für die Herstellung desselben auf 1. Januar 1939 aufzuheben, so daß die Bäcker von diesem Tag an frei sind, dieses Brot herzustellen oder nicht, ist von so großer Bedeutung, daß in unserem Frauenblatt ein Wort dazu zu sagen ist.

Auch die Festmisset unter uns, die schon zur Zeit des unerbart großen Konjunks, der die Bundeskasse in 3 Monaten 8 Millionen Fr. kostete, einen großen Abgang des Verbrauches vorhergesagt, haben ihn in dem Umfang nicht erwartet. Fallen doch heute kaum mehr 10 Pro-

zent des gesamten Brotverbrauchs auf das Vollbrot, trotzdem immer wieder auf seine ganz besondere Nährhaftigkeit hingewiesen und es immer wieder von unseren Organisationen eindringlich empfohlen wurde.

Woher der Mißbrauch? Sicher zum Teil daher, daß in den ersten Monaten nach seiner Einführung mancherorts die Qualität des Vollbrotes und des Vollbrotes zu berechtigten Klagen Anlaß gab. Leider blieb es sehr oft bei der Kritik und der Abwanderung zum teuren Halbweißbrot, statt daß bei Hausfrauen zutüftlichen Orts Mühe gesucht und erneute Versuche mit dem Vollbrot unternommen hätten. Und wo die Qualität dieses Brotes stets gut, ja ausgezeichnet war, dies war ja schon daran, daß der Konsum nur noch 12 Prozent beträgt? Manche Leute jagen, das Brot sei ihnen nicht zuträglich, was für ältere, kränkliche, empfindliche Menschen zutreffen mag, andere geben offen zu, es munde ihnen nicht. Wenn sie sich schon keinerlei Verbesserungen leisten könnten, wollten sie wenigstens das Brot essen, das ihnen paßt. Bei den Dritten war von Anfang an ein prinzipieller Widerstand dagegen da, weil einem dieses Brot gleichsam von der Obrigkeit vorgelegt, ja aufgedrungen worden sei. Aus gut gemeinten Arbeitertreuen, in denen das Brot die Hauptnahrung bildet, wurde uns wiederholt gesagt, daß vor allem die Männer gewöhnt seien, große Quantitäten Brot aufzutreiben zu versehen, daß vom dunklen Brot nicht soviel gegessen werden könne wie vom Halbweißbrot, reichlich lies es einen Tag im Magen ein, aber gar 2 Tage alt, müße man mehr dazu trinken, auch habe man viel schneller genug und büber wieder Hunger, weil man weniger gegessen habe. In diesen Fällen spielt auch die Gewohnheit eine große Rolle, man lehnt alles 'Neue' ab.

Eine amtliche Vorprüfung, es nur 24 Stunden alt verkaufen zu dürfen, wäre von Vorteil gewesen und hätte viele Einwände zum vornherein ausgeschlossen.

Die Tatsache, daß weitaus der größte Teil unserer Bevölkerung das gute, um 8 Pfaffen billigere Brot ablehnt, ist sehr bedauerlich, auch aus dem Grunde, weil sie den Kampf gegen die Verteuerung des notwendigen Lebensbedarfes erschwert und dem, der sich hier einsetzt, immer eingehalten wird, so lange das viel teurere Brot dem guten, billigen vorgezogen wird, ist es mit der Belastung durch die kleinen Preiserschlämmungen nicht so schlimm. Ist diesem Einwirke alle Berechtigung abzusprechen?

Die Erfahrung mit dem Vollbrot gibt zu denken.

Da wundert man sich, wenn . . .

Man schreibt uns: In der Schweizer Hotel-Revue vom 3. November 1928 (Nr. 44) ist folgende Notiz in der Rubrik 'Schweizer Rundschau' zu lesen: 'Mach ein Beitrag zum Problem des weiblichen Arbeitsmarktes. Wie das 'Aufgebot' zu beschreiben wäre, ist eine Arbeit im Augenblick gezwungen, weit über hundert Mädchen zu entlassen. Die Arbeitslosigkeit war zuvor darauf bedacht, den Arbeiterinnen des Bundes nach einer neuen Stellung zu erleichtern und offerierte ihnen auf Kosten des Unternehmens einen Hausaufsatzkurs, wo Kochen, Nähen usw. gründlich erlernt werden kann. Von den gegen 200 Mädchen meldeten sich acht auf diesem Kurs, der erst seitige keine Lust, auf das Hausaufsatzkurs umzufahren. Da wundert man sich, wenn es der Hotelier an weiblichem Personal mangelt.'

Im Schweizerischen Kaufmännischen Zentralblatt vom 4. November (Nr. 44) lese ich fast gleichzeitig einen Artikel 'Das Obligatorium im Vollbrot'. Die Wichtigkeit dieser Ausführungen beruht nicht, den Inhalt in extenso folgen zu lassen:

Die Union Sveltoia und der Schweizer Kochverband, die Verbände des Hotel- und Restaurationspersonals haben dem Schweizer Arbeiter-Verein am Anfang 1928 erklärt, daß die bisherigen Lohn- und Einkommensverhältnisse für große Brotbackereien Personal nicht länger tragbar sind. Große Organisationen müßten alle Verantwortung für die schwerwiegenden Folgen ablehnen, wenn nicht eine gründliche Verbesserung der Existenzlage eintritt. Der S. K. V. hätte direkt gelohnarbeitsvertragliche Neuordnung der Kochhöfe gefordert. Auch die von der betreffenden Revision für große Brotbackereien gina 2. in der gleichen Richtung. An einer Konferenz beider Organisationen vom 31. März anerkannten auch die Arbeitsgebervertreter die Notwendig-

Militsin Maravit Gayer kam namentlich in einem Text aus der 'Schönen Kantate' 'Nach der Herr...' zur Geltung, in welchem sie zwei Männernamen gegenüber sich als Oberkinn zu behandeln hatte. Letztere, besonders der Tenor, machten ihr das nicht ganz leicht; doch sie hielt sich tapfer und führte ihre Aufgabe sicher zu Ende.

Im Weiblichkeitsbereich des Nachschers unter Leitung von Hans Mühl (in Vertretung des kürzlich zu plötzlich verstorbenen Chorleiters Adolf Stamm), welches Konzert aus zwei 'Schönen Kantaten' und einer Reihe von Sätzen bestand, lagen die Soprane und die Altstimmigen in einem Sätzen bei Gunilla Weber und Sibylla Plate. Hier hätte man einmal einen richtigen Sopran und einen richtigen Alt vor sich. Letzterer war in der 'Auszprache der Notate' vielleicht oft ein wenig zu dunkel, ersterer muß ich noch in der 'Tonbeuge' festhalten, berechnete jedoch im 'Leben' zu den besten Sopranen. Die 'Auszprache' ist 'wunderbar' und war durchaus lauter, sowie auch die 'Auszprache'.

Es ist immer schwierig, Sopranen zu besprechen, die in einem ganz neuen, unbekanntem Werk mitwirken, insbesondere wenn dasselbe, wie dies der Fall ist bei 'Wanderns Interregnum' durch die Einzelheiten von Wanderns 'Wagen', 'Wandern' in sie fällt, welche mit der Verfassung von Belcanto kaum mehr etwas zu tun haben. Es ist ein seltsames Werk von barbarischer Wildheit aber auch hellenweise von einer großen barbarischen Schönheit. Trotzdem kann man sich des Gedächtnisses nicht erwehren, daß mit solchen Werken Europa immer unerschütterlichen Schritt weitermachen das Gedächtnis bringt, indem es die Staffel der Weiblichkeit an sich weiterreicht, wenn nicht gar das schwarze Amerika (Gazzuoli). Man weiß nicht, was man mehr be wundern soll, die Sopranen selbst, in diesem Fall

Mia Beckenburg, Gret Egli und Helmi Löffel, oder der Chor, der mit musikalischer Präzision und rhythmischer Präzision den Intentionen des Dirigenten Walter Erich, dem wohl in allererster Linie die Palme gebührt, folgte. Die zu bewältigende Aufgabe war so neuartig und anders als alles Gewohnte, indem Gelungenes mit Gelungenem verflochten und namentlich letzteres, ohne jede Mühsal auf den Vorflur, ausschließlich rhythmischen und dynamischen Gesetzen folgend, vorzutragen werden mußte. Ein einheitliches Ergebnis, eine Art Lieberbedingung des von Stravinsky und Sonegger Angelebten.

Begegnung

Der Jan laust gegen Süden. Schon haben wir den Goldhaubt hinter uns. An Stelle des engen Tales wölft sich nun die Ebene vor unseren Augen. In meinem Kupe sitzen zwei Frauen. Vor drei Stunden arbeiteten sie noch über der Schreimühle. Jetzt plaudern sie frohlich über die aufstimmigen Tage am Meerstrand.

Meine Zeit führt nicht so weit. Ich erträume mir das beim mitten im Tünnis. Dort, wo die unbekante Frau Rosetta mich erwartet. Im alten Wirtshaus, das keine anderen Gäste herbergt, hat sie mir ein Zimmerlein bereitet. Vor der Fensterleiste werde ich die graue Terrasse finden; über die engen Gassen, über die mit Rindenschindeln bedeckten Dächer hinweg, werde ich den Kirchsturm und den hinteren, mauernden Glockenturm flüchtig vor der Welt, vor meiner eigenen Müdigkeit... Schon klettert der schmale Holzboagen die Landstraße empor, die sich wie ein Band an den

steilen Berg schmiegt. Dann wieder fahren wir im Dunkel der Kalmienwälder, und nun lenkt der Chauffeur den Wagen gleich einem Künstler durch die enge Gasse eines Dorfes.

Es ist schon halbunten geworden, als mich Rosa an Bohnstau abholt. Stille Verschlingung liegt über dem Dorf. Aus dem Hause der Kirche fliehen Männer und polittieren.

In der dunklen Wirtshaus brennt das Feuer. Ueber dem offenen Herd hängt der Kochkessel. Die Grobmetter sitzt auf der wohl hundertjährigen Holzbank, schlüssig nach dem Zagegen auf dem Herde und freut sich der warmen, trockenen Feuer.

Nach der Mittags- und dem frisch gekochten ersten Nofrano-Traben will ich hinaus in die Nacht, die wirtliche Nacht, wie man sie in der Stadt nicht mehr kennt, die Nacht, in welcher nur die letzten Sterne leuchten. Der schmale Dorfweg führt mich nach unten, wie Felschen hinaus. Die Augen haben die Wälder hinter mich, Arm in Arm, mit hülfen Gebräuchen. Und in der Ferne jagen Männer und Frauen die etwas schwermütigen Lieder ihrer Heimat.

Sonntags morgen. Aus meinem Notizbuch entnehme ich folgende Adresse: Signorina Aurelia Menegotti. Sie schon heute vor morgen kommen. Von ihr weiß ich nichts anders, als daß sie die Sonntagskühle für die wenigen evangelischen Kinder des Dorfes leitet; eine Stütze der Kirche, hat man mir gesagt. Die Wirtshaus Wirtshaus hat mich an ihre Adresse begleitet. Dort erwarten mich. Eine große hässliche Frau sitzt mir. Ueber fünfzig Jahre alt, eine Frau des Berges, ein Gesicht, das sich von uns mit ihren glatten Haaren im Herrlichkeit und dem hülfen Janettigkeit. Ein etwas harter Blick strahlt aus den braunen Augen, kein Lächeln

mildert die Charakter- und wissenshaften Züge. Diese fahrende Frau will ich kennen lernen. Ich lade mich selbst ein. Am nächsten Tag um zwei Uhr soll ich vorbeikommen, sie werde zu treffen sein.

Denstag um 2 Uhr schlage ich mit der Frau an die große glatte Handfläche. Das dreieckige Haus oben Garten steht eher aus wie der Ballast einer lombardischen Stadt. Aurelia Menegotti bemohnt das Gebäude allein. Sie führt mich hinauf in das Esszimmer; nach unfernen Begriffen übrigens eher ein Saal. Kleine Kieglische bedecken den Boden. Die wenigen Wände sind mit Materien geschmückt, ebenso die Möbel, von welcher Art auch sie sein mögen, ampol aus alter Zeit herunterhängend. Die wirtlichen, aus rotem Holz gearbeiteten Eichenmöbel sind vom Staub grau geworden, haben aber all ihre Würde behalten. Am Kamin, wo das Feuer leuchtet, stehen zwei große Gefäße, drei Meter von einander entfernt. Die Aurelia Menegotti trägt ein Weiß an und sieht sich an gegenüber der Wand. Die Frau der ersten Höhe der ehemaligen Seminaristin haben sich nicht gelöst, aber aus den Augen irubelnd ein Leben voller Selbstbewußtsein und Weigerte.

Zwei Stunden sind vergangen. Ununterbrochen haben wir geplaudert. Nicht geht die Herrin des Hauses hinter, um Tee zu kochen. Es dauert lange, bis der Wasser fließt, fast eine Stunde. Nach der Solfero hat den langwierigen Rhythmus der neuen Erde eingehalten. ... Währenddessen stehe ich vor dem Bücherregal. Alles und Neues in vier Sprachen hat dort seinen Platz gefunden. Welche Bücher verbinden die einzelne Frau nicht nur mit der Welt, sondern mit allen edlen und starken Menschenvermögenen.

Am Abend trennen wir uns erst dann, als eine bangige Mutter an die Türe klopf, um meine Gastgeberin zu ihrem stehenden Sohn zu führen.

den Zeitungen, läuft werden können außer den anderen Straftatbeständen Unpöbel und Grad entgegen.

„Reinigte Mütter.“

Nachdem schon seit einigen Jahren Mussolini jährlich einmal die Mütter, welche die größte Zahl Kinder geboren haben, zusammenrufen läßt und ihnen nach feierlicher Ansprache eine Geldprämie überreicht, ist nun auch der deutsche Reichspräsident ähnlich vorgegangen. Er rieferte die „Mütter von vier bis fünf Kindern“ zusammen in Berlin, welche mit sechs bis sieben Kindern in Einklang erhalten. Mütter mit acht und mehr Kindern erhalten das Ehrenkreuz in Gold. Es soll jeweils am Muttertag überreicht werden und die Inschrift tragen: „Das Kind adelt die Mutter.“

Die Basler Mütterchule

Eine Neugründung.

Am 1. November ist in Basel eine Mütterchule eröffnet worden nach dem Vorbild der Berner Schule, deren erfolgreiche Tätigkeit bekannt ist. Der Basler Frauenverein wurde von „Pro Juventute“ Basel-Stadt angeleitet, eine solche Schule zu gründen, und zugleich mit einem Gründungsausschuss beauftragt. Seit Jahren wird die Schweiz St. Alban das Basler Frauenvereins nur spärlich beachtet. Sie hat nicht für die Müttervereine eingestrichelt werden, deren Arbeitsfeld, die umliegenden Seidenfabriken, leider verschunden ist. Es ist bedauerlich, einen Betrieb aufrecht erhalten zu sollen, dem der Erfolg wegen ungenügender Umstände verweigert ist, und der Basler Frauenverein nahm daran mit Freude die Anregung von „Pro Juventute“ auf.

Das Gebäude wurde renoviert, und nun sind die Mütterchule und die verfeinerte Krippe im selben Haus und Haushalt vereinigt. Mit Hilfe eines auslösenden Darlehens des Staates und einem Beitrag aus dem „Arbeitsrappen“ konnte die Instandstellung finanziert werden.

Jetzt steht es wohllich aus in der großen Stube, wo die Mütterchul-Schülerinnen, fünf Mütter und eine junge Frau, um den runden Tisch sitzen. Das kommt allerdings nicht oft vor, denn entweder haben sie im Sänglingsheim die Kleinen zu pflegen, in der Küche die Zubereitung zu besorgen oder in der Waschküche die Wäsche zu waschen. Um die Mütterchule werden die sechs Sänglinge aus ihren hilflosen Ausgangslagen Stück wagern der Betheil genommen und auf die Terrasse getragen, wo Kinderwagen, gut gebildet mit Bettstätten, für sie bereit stehen.

Einmal in der Woche findet der zweitägige Theoriekurs statt, der auch geordnet besucht werden kann. Er umfasst folgende Gebiete: Pflege und Ernährung des Säuglings und Kleinkindes, Hygiene, die wichtigsten Erkrankungen im Säuglingsalter, Erziehungsfragen und Beschäftigung des Kleinkindes. Die Stunden werden von der leitenden Schwestern, einer Ärztin und einer Pädagogin, erteilt.

Die Mütterchule ist kein Säuglingsheim, und das Betriebs- und Anfahrtsmittel wird möglichst vermieden. So mütet das Badenwässchen auf dem Folgebett fast automatisch an, aber zu Hause werden die zukünftigen Mütter auch keine Badenwässchen haben, die an die Wasserleitung angeschlossen sind. Auch ist die Anströmung der Säuglinge vielgestaltig und Betrieben und Substanzen weisen verschiedene Modelle auf.

Die kurze der Mütterchule dauern 1-2 Monate, je nachdem sie ganz oder halbjährig besucht werden. Sie sind so eingeteilt, daß der Besuch nach jungen Hausfrauen ermöglicht wird: 1-2 mal in der Woche mühen sie allerdings ihren Halbtags auf den Vormittag richten, damit sie die Zubereitung der Säuglingsnahrung lernen. Das Kursgeld beträgt 50 Fr. für den Doppelkurs 100 Fr., doch ist auch für Stipendien gesorgt, damit der Besuch weiten Kreisen ermöglicht wird.

Heute, wo einerseits viele junge Mädchen direkt aus dem Berufsleben in die Ehe treten, ohne die geringste Vorbereitung auf den Mutterberuf, andererseits wenige junge Frauen sich eine Pflegerin leisten können, entsprechen die Kurse einer neuen Bedürfnis. Der Anfang ist sehr ermutigend, und der Wunsch des Basler Frauenvereins geht dahin, daß die zukünftigen Mütter nicht nur die Technik der Säuglingspflege lernen möchten, sondern daß in ihnen auch das Verantwortungsgefühl für das Muttersein geweckt werde.

ber von Ob. Korroth, „Schweizerliteratur und Deutschland“, oder auf wirtschaftliche und politische Fragen, wie die Beiträge über „Das Programm der eigenständigen Subventionen“ von W. Schwieger, die Arbeit über „Schweizerische Wirtschaftspolitik“ von Paul Gugler, „Ueber die Zukunft der schweizerischen Landwirtschaft“ (Arnold Schnyder), führen zur Auseinandersetzung mit fremden Gegenständen.

„Mehr Mut und Opferbereitschaft“ von Hans Rabholz ruft auf zu Wachsamkeit und Laten, die sich nicht erschöpfen in einer bloß passiven Verteidigung des Lebensnennens und Bekleidens; kritisch wird der Finger auf bestehende Mängel in Politik und Wirtschaft gelegt und aufgeführt, daß keinesfalls in andere Engländer der diktorischen Politik vielerlei im Einklang mit der Politik, auch bei uns in Frage käme. Nach Aufzählung einiger größtenteils praktischer Unternehmungen in autoritären Staaten heißt es:

„Wenn materielles Wohlergehen das einzige oder auch nur das höchste Zielsetzung wäre, so ließe sich gegen diese Art der Staatsform nichts einwenden. Da ist nun aber die Frage wichtig und entscheidend, unter welchen Dingen dieses Ergeben zu sein gebracht wurde. Keine Sache, auch nicht die beste kann ohne entsprechende Gegenstände in die Wege geleitet werden. In den autoritären Staaten wurden die materiellen Errungenschaften herbeigeführt unter schwerer Schädigung der kulturellen und moralischen, also gerade der höchsten Werte. Diese Tatsache muß sich jeder Schweizer gründlich überlegen, wenn er die Vor- und Nachteile der autoritären Staatsform und der Demokratie gegenüber abwägt.“

Während diese Abhandlung im Zeichen der Hochhaltung des Humanismus die politische Wirklichkeit klar durchschaut und kommentiert, führt die Abhandlung von Marg. Huber „Sind wir ein christlicher Staat?“ zu tiefgründigen Betrachtungen, inwiefern der Staat in seiner Gesetzgebung eine positive Stellungnahme zu christlichen Glauben und zur christlichen Kirche habe und ob im Leben des Volkes die Verwirklichung christlicher Gedanken heute ihren Ausdruck finde. Die aufschlußreichen Ausführungen gehen schließlich mit dem Bekennnis:

„Welche Lehren auch der Kirche und dem christlichen Glauben von Staat und Volk anerkannt werden, der Geist muß, daß die Gode, für die er steht, letzten Endes unüberwindlich ist. Er weiß aber auch um jene persönliche Verantwortung, um die Pflicht, was und bereit zu sein zu dem Dienst, den sein Herr von ihm fordert.“

Von Frauenleiste wurden von Helene Studt und Marguerite Chard Beiträge abhandelt. Unsere Leserinnen kennen die Gedankenreihe über „Die Verantwortung der Frauen an der Erhaltung und Erneuerung der schweizerischen Demokratie“ von Helene Studt schon, da sie an dieser Stelle erstmals veröffentlicht wurden. Marguerite Chard spricht sich im speziellen über das schweizerische Erziehung der Mädchen aus.

Der Wert des Buches wird noch gesteigert durch die ihm beigegebene Schweizer Jahreschronik (eine Chronik der bedeutendsten Ereignisse dieses Jahres in Politik, Wirtschaft und Personalien) von Dr. Karl Weber, und durch die futuristische Jahreschronik der Herren von Fagnano und Gänger, welche wichtige Daten aus den Gebieten Theater, Kunst und Malerei, Film etc. festhält.

Drei kleine Bücher zeigen von Kampf, Leid, Not und Hilfe. Von keiner Hilfe, gemessen an der Größe der Not. Sie führen auf ganz verschiedene Gebiete nach Älien, Spanien, Deutschland — das Leid ist nicht an Nationalität gebunden. — Die drei Bücher schreiben, lesen für brennenden Herzens ein für ein Stück Geduldung der Welt.

„Dein Boll ist mein Boll.“

Das Lebensbild einer Heidin seltener Art, der Dänin Karen Zeppe. Von Jakob Königler (Verlag Heinrich Majer, Basel). Der Verfasser, selbst seit Jahrzehnten als Helfer der Armenier im Orient tätig, schildert — der gemüthlich biedere Ton seiner Erzählung nicht geradezu im Gegensatz zu dem Grauenvollen, das er zu berichten hat — wie Karen Zeppe, die junge Dänin, auszieht, um den verfolgten, armenischen Christen eine Helferin zu werden. Sie, die zuerst in einem Waisenhaus zur mütterlichen Betreuerin zahlloser Kinder heranwächst, wird schließlich, nach jahrelangem, opfervollem Arbeit, der erst der Tod 1935 ein Ziel setzt, Gründerin von Siedelungen, in denen die Rechte des von den Türken verfolgten und gequälten Volkes heute ein aufbauendes, menschenwürdiges Leben führen.

„Spanisches Bilderbuch.“

von Anna Stiefen (Verlag: Internationale Verlagsanstalt, Paris, 1937). Die Verfasserin hat das republikanische Spanien während des Krieges kennengelernt. Aber sie schildert nicht allein, was sie an Verherrlichung von Leben und Werken sah, sie weiß in hinreichender Sprache die Art des Landes und seiner Menschen zu beschreiben, seine Geschichte, seine Kultur heranzuziehen und uns den spanischen Menschen nahe zu bringen, dessen Leben so namentlich und dessen Stolz und Ausdauer so hart sind. Eine Sozialistin hat dies Buch geschrieben und sie benötigt ihre Stellungnahme nicht. Doch wird jeder vorurteilsfreie Leser sich sagen: hier hat ein schärfer und geschultes Verstand gesehen und beschrieben, hier hat ein warmes mitfühlendes Herz empfunden. Im Kapitel „Die Frau“ jagt die Verfasserin:

„Am Beginn des Krieges sah man überall die Bilder der Milizionärinnen. Eine lebende Milizionärin ist mir in Spanien nicht begegnet. Wohl brachten illustrierte Zeitungen das Bild einer Invalide, die zum Verharmen befördert war und nun die neue Uniform und ein Soldatenhütchen trug. Wohl sah man überall ein Album mit sehr begabten Malerinnen, die Milizionärin und Milizionären in allen Gelehen der Kameradschaft zeigten; das war aber auch alles.“

Wo sind die Milizionärinnen geblieben? Sie sind aufgezogen,“ sagte man an der Front, „aufge-

zogen schon in den ersten Monaten.“ Man hat sie aber auch von der Front zurückgezogen, weil die Sache sich eben doch als ein mehr oder minder ernstes Spiel erwies. Sieht man die Bilder, so ist dabei erstaunlich. Wie viele jungen, fast immer hübschen und immer erheblich fetteren Mädchen über Overall, ihr geliebter Gewehr und die ganz tabellos unbedulternde Blicke der Kamera vorführen, das erinnert ein wenig an die Oper, aber ganz und gar nicht an diesen Kampf um Leben und Tod, in dem das spanische Volk steht.

Gewiß haben es viele unter ihnen ernst genug gemeint und das mit ihrem Tod bewußten Auges im ganzen war dies Abenteuer doch nur ein kleines Abenteuerlein auf der viel tieferen und gewaltigeren Stufe des Lebens.

Sie sind die Frauen überall in der Retraguardia, in der Seimfront, und ihre Arbeit hier, unentbehrliche Arbeit, kann gar nicht hoch genug geschätzt werden.

Sie findet sich auf allen Lebensgebieten.“ Man spürt es im Leinen, was zu Beginn in der Einleitung gesagt wird:

„Ich kann nur sagen, was ich erlebte, und bezogen, was ich gesehen habe. Das Zeugnis wird natürlich kein aus einer großen Liebe heraus. Liebe zu verstehen, jene Liebe, die aus der Ehrfurcht wächst vor großen Taten und Kämpfen, aus der Freude an menschlicher Schönheit und aus der Dankbarkeit für das Geschenk einer unerschütterlichen und überbältigen Kameradschaft.“

III.

Ghetto XX^e Siècle.

Erzählungen von Maria Polakova. Verlag G. C. H. Nyon, 1938.

In französischer Sprache eine Reihe anprachsvoller, kleiner Geschichten. Kurze Skizzen, jede in anderer Art vom Gleichen ausgehend; von der Verzweiflung des durch den Antijehusismus verfolgten Menschen. Kleine Geschichten, eine jede betont, wie sie heute zu Tausenden in Wirklichkeit erlebt werden.

Das kleine Buch, hübsch ausgestattet, von einer Menschenfreundin gestiftet und geschrieben, wird bestimmt zu gunsten des Internat. Komitees für Flakerung empfindlicher Intellektueller (Genf, 52, rue des Banquis).

Vom Kurien und Tagungen

Was war:

Schweizerischer Frauenparlament.

Am der bereits zur lieben Tradition gewordenen Zusammenkunft der Deutschschweizer Sektionen versammelten sich am 16. Oktober 18 Sektionen mit ca. 160 Mitglieder auf dem Hotel bei Wil. Zusammenkunft und herzlich schöne Natur bildeten den prächtigen äußeren Rahmen, während Kontakt und Gedankenaustausch zwischen den Sektionen den inneren Wert der Tagung darstellten. Die Zentralpräsidentin, Charlotte Kistbacher, benutzte die Gelegenheit, um die Anwesenden über einige verbundene Fragen, speziell über die Vorarbeiten zur Landesversammlung, die gemeinsam mit dem S. M. C. erfolgen, zu orientieren. E. M.

Selbstveranlassung der Schweiz. Stiftung zur Förderung von Gemeindefahren und Gemeindefahren.

Die Vormittagsveranstaltung der von Pf. Giber eröffneten Tagung war der Ausprache über Leben und Treuen der Betriebe und der Gründung des schweizerischen Verbandes schaffender Gemeindefahren und Gemeindefahren gewidmet. Der neue Verband soll in enger Zusammenarbeit mit der Stiftung, die auch die idealen Werte vertritt, praktische wirtschaftliche Angelegenheiten erledigen. Er wird besser als die Stiftung imstande sein, Förderungen und Abwehraktionen wirtschaftspolitischer Art in der Öffentlichkeit zu vertreten.

Dr. A. Guggenbühl feierte die Zuführung durch einen Vortrag:

Warum nicht Schweizertätigkeit? Zur Hochhaltung der schweizerischen Eigenart gehört auch die Pflege der Schweizerischen

Für die Erstellung von Fahnen für Trachtengruppen oder Gemeindefahren in genähter, gestickter oder gespritzter Ausführung, empfiehlt sich das führende Vertrauenshaus Fraefel & Co., St. Gallen (über 50 Jahre Erfahrung)

Jede Woche einmal in die Gipfelstube MARKT-GASSE 18 ZÜRICH 1

ORO das altbewährte, feinste Kochfett als hochwertigsten und vorzuziehenden Ersatz für eingestollene Tafelbutter P 2432 Fabr. Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon, Telefon 68.445

Mundarten. Unter „Schweizerdeutsch“ hat einen ausgesprochen demokratischen Charakter. In der Schweiz existiert nicht wie in vielen Ländern eine unanrühlich geäußerte Sprache für die geborenen Stände. Als die Aristokratie in der Schweiz regierte, liebte sie sich beziehungsweise des Französischen. Jetzt ist es bei uns so, daß für den gewöhnlichen gemüthlichen Gedankenaustausch jedermann Schweizerdeutsch spricht. Sobald aber eine Angelegenheit offiziell wird, bedient man sich der Schriftsprache. Eine Ausnahme macht der Kanton Bern, wo auch im Großrat deutsch gesprochen wird. — Sobald eine Sprache nur für den Werttag genügt, verliert sie an Würde und verkommt langsam. Wenn wir heute nicht mehr alle Gedanken in der Mundart ausdrücken können, liegt das an uns, an mangelnder Übung und Pflege der Mundart.

Früher war die Sprachverziehung im Kleinkindalter eine wesentliche Angelegenheit der Mütter und Großmütter. Märchen, Geschichten, Kinderreime, Wortspiele für Sprachschwierigkeiten bildeten eine wunderbare Sprachschule. Es ist notwendig, daß die Frauen sich heute wieder mehr auf diese wichtige Aufgabe der Sprachverziehung besinnen.

Es gilt den Vortritt der Kinder zu vermeiden, Freude an Rhythmus und Reize zu wecken. — Die Schule beginnt nach Ansicht des Referenten so früh mit der Schriftsprache. Je besser ein Kind sich in Mundart ausdrücken kann, desto besser wird es ihm auch in der Schriftsprache gelingen. Ist das Sprachgefühl für die Mundart gut entwickelt, dann ist es auch für andere Sprachen gewandt. Im Religionsunterricht vor allem sollte man Schweizerdeutsch sprechen; viele Bemerkungen würden dann wegfallen.

Aus sprachlichen, psychologischen und politischen Gründen sollte jeder Einzelne mitfehlen, unser Schweizerdeutsch zu pflegen und Bäume zu bauen gegen das Ueberfluten der hochdeutschen Sprache.

Der Vortrag mit seinen Anregungen wird seinen Zweck nicht verfehlen. Geduld kommt in manchen Gemeindefahren und in vielen Vereinen bei künftigen Versammlungen Schweizer Mundart mehr als bisher zu Ehren.

Frieda Kautzer-Würth.

Verfassungs-Anzeiger

Freid: Spermium, Mühlstraße 26, 9. Januar, 17 Uhr. Literarische Sektion: Maria Lavater-Soman, Winterthur. Ein Kapitel aus Joh. Kap. Lavaters Leben. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Kabio: 11. Jan., 16.30 Uhr: Frauenhand: Vortrag von Dr. Hans Egg, Erziehungsdirektor, über Kind und Schule.

Kabio: 17. Jan., 16.30 Uhr: Frauenhand: Vortrag von Dr. Hans Egg, Erziehungsdirektor, über Kind und Schule. 17. Jan., 16.30 Uhr: Frauenhand: Vortrag von Dr. Hans Egg, Erziehungsdirektor, über Kind und Schule. 17. Jan., 16.30 Uhr: Frauenhand: Vortrag von Dr. Hans Egg, Erziehungsdirektor, über Kind und Schule.

Notz A.G. EIER HORN sind vorzüglich

Haushaltungsschule Steracker St. Gallen des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins

Haushaltungsschule in prächtiger und gesunder Gegend gelegen, gut eingerichtet, leitet junge Mädchen zu selbständiger Führung des Hauswesens an. Unterricht und Umgangssprache französisch, Sprachen, Sport, Musik. Prospekt und Auskunft durch die Leiterin Mme. Andrienen Ecole nouvelle ménagère, Jongny sur Vevey

Letten-Egloffs Teigwaren sind von besonderer Güte Fabrik gegründet 1845 in Weinfelden

Von Büchern

„Die Schweiz“

ein nationales Jahrbuch 1939

(Selbstverlag der Neuen Helvetischen Gesellschaft.) Mit Zug und Recht darf sich dieses Buch nationales Jahrbuch nennen. Es bietet wesentlichen staatsbürgerlichen Unterricht, allerdings für Erwachsene, die als denkende und verantwortungsbewußte Schweizerbürger und Bürgerinnen die aktuellen politischen und kulturellen Fragestellungen unseres Landes von der Tiefe aus kennen und beurteilen wollen. Während die ersten Beiträge von Rabholz, Herzog und Gottfried von Büren sich hauptsächlich mit der Entwicklung der Neuen Helvetischen Gesellschaft während der Zeit ihres 25jährigen Bestehens befassen und dabei so viel Beherzigungsverstehen beibringen, führen die folgenden zahlreichen Abhandlungen mitten hinein in die Fragestellungen der heutigen Zeit. Beiträge in französischer und italienischer Sprache unterbrechen die vorwiegend deutsch gehaltenen Texte, damit auch sprachlich das Bild unserer kulturellen Vielgestaltigkeit festgehalten. Alle Beiträge, seien sie nun Sinnespiele auf literarische Programme, wie

* Zu beziehen bei der Zentralvertriebsstelle Dr. Paul Pfeil, Graben 9, Aarau.